



Als ich den Entschluß faßte, öffentlich aufzutreten gegen den Unfug, der in der deutschen Sprache heutzutage mehr denn je mit den Fremdwörtern getrieben wird, war ich mir der Unannehmlichkeiten, die damit verbunden sein würden, vollständig bewußt, aber dieselben konnten mich nicht verhindern, dem guten und edeln Zwecke zu dienen. Man hat die Erfahrung machen müssen, daß Alle, welche bisher diesem Unfug zu steuern suchten, sich gefallen lassen mußten, lächerlich gemacht zu werden. Der Grund liegt darin, daß die nicht ganz seltene Tugend der Trägheit dem Angriffe auf eine bequeme Gewohnheit naturgemäß entgegenzuwirken trachtet und, da nun hier aus Anlaß naheliegender Übertreibungen, sich ohne besondere Anstrengung leicht Wiße, und mitunter selbst gute, erzielen lassen, so bedient sie sich dieses Mittels, um den Angreifer dem allgemeinen Spotte preiszugeben. Nichts ist billiger als dies. Aber ich kann diesen Spott nicht ernstlich nehmen und seine Bedeutung nicht achten. Er hat keine Widerstandskraft und muß vor dem Ernst der Sache doch verstummen, wenn er auch anfangs noch so sehr gelästert hat.

„Krieg führt der Wiß auf ewig mit dem Schönen!“

Dieses Dichterwortes darf man sich getrösten, denn der Kampf gegen jenen Unfug ist zugleich ein Kampf für die Schönheit unsrer Sprache selbst.

Eine andere Erwägung aber fällt viel schwerer ins Gewicht und läßt von vornherein einen Erfolg zweifelhaft erscheinen. Wer könnte und wollte sich da täuschen! Denn es ist nicht zu leugnen, daß eine sehr große Gleichgiltigkeit gegen die Reinheit und Schönheit der deutschen Sprache fast ganz allgemein herrscht. Ein Eintreten für diese Ziele ist also keinesweges einladend und ermuthigend. Klüger, weltkluger möchte es jedenfalls sein, zu schweigen und den Dingen ihren Lauf zu lassen. Aber eine edle und bedeutende Sache hat das Recht, Muth und Entschlossenheit zu verlangen, und Derjenige, der eine solche Sache in ihrem Adel und ihrer Größe erkannt hat, hat auch die Verpflichtung, für sie einzutreten. Er muß seine Schuldigkeit thun. Und da der Erfolg menschlicher Bestrebungen niemals in der Hand von deren Trägern liegt, so darf er auch hier ruhig den Erfolg jenen höhern Mächten, die ihn herbeiführen oder zurückhalten, anvertrauen. In diesem Sinne glaube ich nur eine unabweisliche Pflicht zu erfüllen. Ich will meiner Nation diesen Dienst erweisen und will ihr diesen Spiegel vorhalten, gleichviel, was daraus werden mag.

Jene allgemeine Gleichgiltigkeit ist allerdings auffällig genug, und wenn man sie mit andern verwandten Erscheinungen vergleicht, nicht eben leicht begreiflich. Denn die Sprache bildet fortwährend einen Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wie der wissenschaftlichen Forschung. Man macht allerlei Wörterbücher unsrer Sprache, erforscht sie in ihren Anfängen und Umbildungen und sucht die Gesetze ihres Baues und ihrer Wandlungen auf. Man schreibt Bücher über den Sprachgebrauch und die Sprachrichtigkeit, über die sprachlichen Unarten und Verstöße der Gegenwart, man ereifert sich über irgend ein neugebildetes Wort oft ganz unmäßig, man fördert tausend und eine Schrift über die Rechtschreibungsfrage ans Licht und zeigt sich höchst empfindlich gegen ungewohnte oder unbekannte Einzelheiten, die

dem ältern Sprachgebrauch oder einzelnen Mundarten entlehnt sind. Alles das sind, abgesehen von Auswüchsen und Übertreibungen, an denen es nicht fehlt, ja im großen und ganzen lobenswerthe, nützliche und selbst vortreffliche Bemühungen. Aber wer bemüht sich, die Sprache von den fremden Eindringlingen und Schmarozern, den beschämenden Zeugen jener Zeiten des tiefen Verfalles unsrer Nation, zu befreien? Und wie oft geschieht es, daß die Verfasser solcher sprachlichen Schriften, daß solche Tadler selbst viel ärgere und schlimmere Dinge begehen, als die sind, gegen welche sie zu Felde ziehen, indem sie die Sprache gräulich entstellen und verquatschen. Der ungemeinen und sehr reizbaren Empfindlichkeit gegen ein überflüssiges s, h oder e, gegen eine ungewöhnliche Formbildung oder einen nicht geläufigen mundartlichen Ausdruck steht eine Empfindungslosigkeit gegenüber in bezug auf die Reinheit und Schönheit der Sprache, die kaum zu begreifen ist.

Und doch ist sie zu begreifen. Denn alle jene Bemühungen und Bestrebungen sind auf das Formale und Äußerliche gerichtet, sie betonen das Schulgerechte und Logische: und darin liegt etwas gelehrt Greisenhaftes, dem das gesunde und lebendige Gefühl für den echten Geist und die reine Schönheit der Sprache fast schon erstorben zu sein scheint. Sprecht und schreibt doch erst einmal deutsch, und dann seht zu, ob ihr so oder so richtiger sprecht und schreibt! Verliert über den steifbeinigen Schulmeistereien nicht das wahre Wesen der Sprache, ihren Adel und ihre Würde außer Auge! Seid keine Pedanten, wie euch Jakob Grimm nennen würde, der warnend sagte: „In der sprache aber heisst pedantisch, sich wie ein schulmeister auf die gelehrte, wie ein schulknabe auf die gelernte regel alles einbilden und vor lauter bäumen den wald nicht sehn.“¹⁾

¹⁾ Über das pedantische in d. d. sprache. (Abh. d. Berl. Akad. 1847. Phil.-hist. Klasse. S. 188.)

Man bildet auch Vereine, errichtet Schulen und Bildungsanstalten, verwendet große Kosten und Mühen darauf, um den guten Geschmack auf dem Gebiete der Gewerbe zu heben und zu bessern. Auch das ist gewiß recht und löblich. Aber um den Geschmack im Gebrauche des edelsten und schönsten Schatzes, den wir besitzen, unserer Muttersprache, kümmert sich niemand. Auf ihre Anmuth, Schönheit, Würde, Gesundheit und Natur wird mit einer Leichtfertigkeit und Gewaltthatigkeit losgestürmt, als ob sie ein eherner Fels wäre, während sie doch ein bewegliches und lebendiges Ding ist, das unter fortgesetzter Mißhandlung in seinem Wesen leiden, entarten oder zu Grunde gehen muß.

Aber so beklagenswerth und entmuthigend diese Gleichgiltigkeit auch ist, so hat sie mich an meinem Vorhaben nicht hindern können. Denn, wie gesagt, mich bestimmt nicht eine Täuschung über den Erfolg, sondern der innere Beruf. Dieser Stimme folge ich, ebenso unbekümmert um Das, was mein Thun bewirkt oder nicht bewirkt, wie um das billige Vergnügen, das sich die Spötter machen. Mich soll das alles wenig anfechten. Die herzlichste Freude und größte Genugthuung würde es mir allerdings gewähren, wenn mein Wort nicht ganz in die Dornen fiele. Und wenn ich mich auch keiner Täuschung hingeebe, so mag ich doch auch diese Hoffnung nicht gänzlich unterdrücken.

Von vornherein glaube ich mit allem Nachdruck hervorheben zu müssen, daß ich keine thörichte Übertreibung, keine leidenschaftliche Reinigungswuth will. Eine moderne Sprache wird auch Ausdruck und Spiegel des großen internationalen Lebens der Völker sein müssen, und Wörter, die allen diesen Völkern gemeinsam sind, künstlich zu verdeutschen, wäre vielleicht nur ausnahmsweise angebracht. Ich eifere nicht blind gegen die Fremdwörter überhaupt, wohl aber mit Nachdruck gegen das Übermaß und die Geschmacklosigkeit in der Anwendung derselben, namentlich der französischen. Mein Grundsatz ist:

Kein Fremdwort für Das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann.

Dieser naturgemäße, selbstverständliche und einfache Grundsatz wird fortwährend verleugnet und verletzt. Und doch bedarf es nur des Willens, um ihn zu befolgen, denn sachliche Schwierigkeiten bietet seine Befolgung gar nicht. Ich spreche aus Erfahrung. Denn in einer mehr als fünfundzwanzigjährigen schriftstellerischen Thätigkeit habe ich diesen Grundsatz zu befolgen gesucht und gefunden, daß der einzige Feind, der uns hierbei Schwierigkeiten bereitet, die Gewohnheit und Bequemlichkeit ist. Die Sprache selbst kommt uns immer entgegen, wenn wir sie nur richtig verstehen und fassen, sie bietet uns immer die Hand. Nur an uns liegt es, an der abscheulichen Gewohnheit, die einem heutzutage förmlich anerzogen wird, und an dem natürlichen Beharrungstrieb, an dieser Gewohnheit zu kleben. Ihr müßt wollen, nur wollen, ernst und redlich wollen!

Mich hat jene Gewohnheit, die auch meine Jugend überreichlich umgab, schon früh herausgefordert. Ich erinnere mich aus meiner Schulzeit, daß mein Vater, der eine gute Erziehung, aber keine gelehrte Bildung genossen hatte, mich, wenn er die Zeitung las, oft fragte: „Was heißt das nun wieder? Da hat der Mensch wieder den oder den Ausdruck gebraucht, den der Teufel verstehen mag.“ Und wie oft habe ich dann Fremdwörterbücher, lateinische, griechische, französische, englische und italienische Wörterbücher herbeigeschleppt, und manchesmal konnte ich doch nicht, trotz dieser Hebel und Schrauben, hinter die Bedeutung solchen vertheufelten Ausdruckes kommen. Denn er war frisch aus dem Lappländischen, Malaiischen oder Hottentottischen entlehnt. In der Schule selbst herrschte unter uns die gute Sitte, die Jüngens, die etwa einen fremden Ausdruck gebrauchten, wegen offener Biedererei und affiger Vornehmthuerei zu verhöhnen. Und da auch ein vortrefflicher Lehrer der deutschen

Literatur selbst bemüht war, seine Sprache rein zu halten und auch uns an sprachliche Reinheit zu gewöhnen, so kam eines zum andern, und ich habe damals schon auf der Schulbank diesem Schmarotzerpact Krieg und Feindschaft angekündigt. Die Kriegsführung ist auch immer leicht, fröhlich und siegreich von statten gegangen, wenn ich aufmerksam und nachdrücklich blieb, aber bisweilen ließ doch die Spannkraft nach, und ich könnte jetzt leicht noch manches Wort hinauswerfen, das ich vor fünf, zehn und zwanzig Jahren noch ruhig drucken ließ. Aber hierin kommt wieder nur mein Grundsatz zur Geltung. Ich will keine blinde Reinigungswuth, sondern eine vernünftige, überlegte und allmähliche Besserung.

Diese Besserung aber haben wir, Gott sei's geklagt, von Herzen nöthig. Und die Vorschläge, die ich in dieser Hinsicht machen werde, sind mein eigentlicher Zweck. Nicht um eine allgemeine oder wissenschaftliche Darlegung an und für sich war es mir zu thun, sondern um die Heilung einer schweren Seuche, die unsre Sprache befallen hat, also um eine große nationale Sache. Nur von diesem nationalen Standpunkte aus spreche ich, nur in diesem Sinne ist meine Arbeit aufzufassen und zu verstehen.